

Ingo Baldermann

Hoffnungsgeschichten für Kinder

Ein Gespräch mit Sten Nadolny

Daß wir nach Hoffnungsgeschichten fragen und daß wir mit dieser Frage an die Bibel herangehen, kennzeichnet unsere Situation. Die Frage der Hoffnung ist zu einer Kernfrage für alle geworden, die in einem pädagogischen Bezug stehen. Wir fragen nach Hoffnung für die Kinder und Jugendlichen, mit denen wir zu tun haben, weil sie in eine Welt hineinwachsen, die schon unbewohnbar geworden sein kann, noch ehe sie überhaupt Gelegenheit hatten, erwachsen zu werden. Die Unbewohnbarkeit der Erde ist nicht mehr nur die Ausgeburt einer wilden katastrophenfrendigen Phantasie, sondern sie wird uns von Hochrechnungen präsentiert als das unausweichliche Ende eines sich immer mehr beschleunigenden ruinösen Prozesses, aber sie ist auch denkbar, ja machbar geworden als das Ergebnis einer vielleicht morgen schon eintretenden Katastrophe.

Jeden Tag begegnen den Kindern wie uns in den Nachrichten des Fernsehens Bilder, die uns zeigen, daß der erste Akt der Katastrophe schon begonnen hat. Anders als unsere Väter können wir es nicht mehr als selbstverständlich ansehen, daß »die Weltgeschichte – wie jeder Zurechnungsfähige überzeugt ist – weiter laufen wird«. So schrieb es Rudolf Bultmann in seinem berühmten Entmythologisierungsaufsatz, als schon in Mitteleuropa – 1941 – die Generalprobe für die Apokalypse begonnen hatte. Ich werde nicht vergessen, daß ich als Hitlerjunge damals trotzig mitsang, ich würde »weiter marschieren, wenn alles in Scherben fällt«. Ich sang es auch noch im Frühjahr 1945, feldgrau verkleidet, mit einer Panzerfaust im Arm, auf einem Lastwagen, der uns Fünfzehnjährige zur Front fuhr. Das ist mir wie ein Gleichnis: Die Welt meiner Kindheit lag schon in Scherben, aber ich sang das Lied ihrer Zerstörer.

Heute klingen die Lieder der Zerstörung anders, nach Eleganz und Wohlstands-Selbstverständlichkeit, nach Optimismus und Wachstum, nach hohem Lebensstandard und schönem Leben. Was können wir heutigen Kindern sagen, damit sie nicht das Lied derer singen, die ihre Welt zerstören? Die Lieder der Zerstörung waren damals der Rausch, der die Verzweiflung betäuben sollte. Aber muß nicht verzweifeln, wer heute das Ausmaß der Zerstörung und der Bedrohung wahrnimmt? Womit müssen wir unsere Kinder ausstatten, damit sie sehen und doch nicht verzweifeln?

Lernziel: Widerstandsfähigkeit

Wir dürfen ihnen um Himmels willen nicht die Fähigkeit zu blindem Glauben anerkennen; was der anrichtet, haben wir in der Hitlerzeit erfahren. Unsere Kinder brauchen eine Hoffnung, die nicht blind macht, sondern sehend, die sie auch nicht um ihr Leben betrügt, sondern sie desto intensiver leben läßt, die nicht beruhigt, sondern belebt, die nicht vertröstet, sondern wirklich tröstet, die sie nicht gefügig macht, sondern widerstandsfähig.

Wie läßt sich solche Hoffnung vermitteln? Alles hängt an der Glaubwürdigkeit, aber was heißt das hier? Es reicht jedenfalls nicht mehr, dabei nur an meine Überzeugungskraft zu denken. Ich kann meine Hoffnung dadurch geradezu unglaublich machen, daß ich sie anderen aufzureden versuche, gar noch Kindern. Hoffnung läßt sich auch nicht nach der Container-Methode als Wissen vermitteln. Autoritäre wie stofforientierte Formen der Vermittlung sind für die Hoffnung kontraproduktiv. Nicht einmal als Problemlösungspotential läßt sie sich glaubwürdig anbieten: »Der Auferstehungsglaube ist nicht die Lösung des Todesproblems«, schreibt Dietrich Bonhoeffer in der Haft¹.

Aus der Ästhetik kennen wir den unlösbaren Zusammenhang von Inhalt und Form. Die Übereinstimmung von Form und Inhalt begegnet uns dort als Postulat für die Produktion wie für die Interpretation von Kunstwerken. Dies gilt aber nicht nur für die künstlerische, sondern auch für andere Arten der Vermittlung, für das Lehren und Lernen überhaupt, und mir will scheinen, als habe es hier, also in der Didaktik, seine größte Dringlichkeit. In angstbesetzten Lernprozessen läßt sich das Befreiende des Evangeliums nicht begreifen, in der Form des Redens über Gott nichts von der tröstlichen Wirklichkeit seiner Nähe, in der Form des Imperativs nichts von der Überwindung der Angst in der Erfahrung der Geborgenheit.

Nun hat die Form des Erzählens offensichtlich eine besondere Affinität zur Sache der Hoffnung. Theologisch ist das ein Gemeinplatz, aber der Zusammenhang bekommt überraschend scharfe Konturen, wenn ich ihn von außerhalb der Theologie anleuchte. Dazu verhilft mir *Sten Nadolny* in seinen Münchener Poetik-Vorlesungen über »Das Erzählen und die guten Absichten«². Für ihn, den Entdecker der »Entdeckung der Langsamkeit« und den Erzähler von »Selim oder Die Gabe der Rede«, ist das Erzählen »vor allem ein Teil der lebenswichtigen Arbeit, die das menschliche Gehirn überhaupt leistet: Narrativierung, die Herstellung eines nachvollziehbaren Zusammenhangs, sei er nun ›real‹ oder ›fiktiv‹. Eine grundlegende Arbeit, die jeder tut, der lebt. Nur wer einen Zusammen-

1 Widerstand und Ergebung, Neuausgabe München 1970, 307.

2 München 1990.

hang erkennt oder die Chance, ihn herzustellen, steht morgens aus dem Bett auf.«³

Walter Hartmann meinte offenbar den gleichen Zusammenhang, wenn er – vor einem Menschenalter schon – feststellte: »Wer handeln soll, muß sich zuvor erzählen lassen.«⁴ Nur wissen wir inzwischen sehr viel genauer, wieviel dazu gehört, nicht einfach liegenzubleiben. Wir leben in Zeiten, in denen es schon als ein Akt der Hoffnung beschrieben werden kann, morgens auch nur aus dem Bett aufzustehen. Morgens im Bett liegenzubleiben, ist jedenfalls Symptom einer heraufziehenden Depression, und »die Herstellung eines nachvollziehbaren Zusammenhangs« erscheint bei Sten Nadolny als die einzige Möglichkeit, ihr zu begegnen, auch wenn ich ihn mir selber erzählen muß.

Auch aus einer ganz anderen Perspektive läßt sich eine ähnlich grundlegende Bedeutung des Erzählens ausmachen: *Neil Postman* stellt der lähmenden Wirkung der Informationsflut, die aus den Fernsehkanälen auf uns ausgeschüttet wird und in der »wir uns zu Tode informieren«, die Notwendigkeit einer »glaubwürdigen Erzählung« gegenüber, die »der Vergangenheit Bedeutung zuschreibt, die Gegenwart erklärt und für die Zukunft Orientierung liefert«⁵ – auch dies eine Variante des Hartmannschen Grundsatzes. Postman markiert den entgegengesetzten Punkt am Horizont: Ihm geht es um das Zurückgewinnen einer großen menschheitlichen Erzählung, Sten Nadolny um die ganz alltägliche Arbeit, »die jeder tut, der lebt«, wenn er oder sie Zusammenhänge wahrnimmt. Zwischen ihnen stehen wir mit unseren bescheidenen Versuchen, Kindern mit den Geschichten der Bibel auch etwas von ihrer Hoffnung zu vermitteln.

Der weite Horizont, in dem wir uns da auf einmal finden, hilft uns, von unserem Tun nicht zu klein zu denken. Unsere biblischen Geschichten schlagen ja gerade den Bogen von den ganz einfachen alltäglichen Erfahrungen zur großen Menschheitsgeschichte. Darin liegt, wenn wir *Erich Auerbach* folgen, ihre Einzigartigkeit: Zu der Art, wie hier Episoden aus der Welt der kleinen Leute als Vorgänge erzählt werden, an denen das Geschick der Welt hängt, gibt es in der antiken Literatur schlechthin nichts Vergleichbares.⁶

Nun wird in merkwürdigem Unisono auf allen genannten Feldern des Erzählens Glaubwürdigkeit gefordert. Eine Erzählung ohne Glaubwürdigkeit ist ohne Gewicht, sie bewegt nichts. Ich kenne das Problem der Glaubwürdigkeit als ein sehr schwer faßbares Problem des unterrichtlichen Erzählens, seiner Erfolge oder Mißerfolge, seiner Akzeptanz oder Ablehnung. So suche ich nach Bundesgenossen, die mir helfen, das Problem der Glaubwürdigkeit einmal anders zu formulieren als aus dem

3 A.a.O., 77.

4 Das Erzählen als die Grundform der Evangelischen Unterweisung; in: EU 16 (1961) 169.

5 DIE ZEIT 41/1992, 61.

6 *Erich Auerbach*, *Mimesis*, Bern² 1959, zeigt das an der Geschichte von der Verleugnung des Petrus; dort: 44ff.

innertheologischen Disput heraus. Und wieder stoße ich auf Sten Nadolny, der selbst mit Theologie gar nichts zu tun haben will, aber seine Überlegungen zur »Glaubhaftigkeit« klingen mir, als seien sie auf die Geschichten des Religionsunterrichts gemünzt.

Die guten Absichten

Sten Nadolny geht ins Gericht mit den »guten Absichten«: Sie seien, sagt er, »bei der erzählerischen Fortbewegung die häufigste Unfallursache.«⁷ Als ich den Titel wahrnahm, habe ich aufgehört, weil mir sofort die absichtsvoll konstruierten Vorlesegeschichten einfielen, aus alten Beispielsammlungen und auch aus neuen. Die guten Absichten gucken ihnen sozusagen aus allen Knopflöchern und machen sie ungenießbar, selbst wenn ich diese Absichten an sich für gut halte und die Erzählerin oder den Erzähler durchaus schätze. Freilich gibt es Unterschiede der Penetranz; die meisten dieser Geschichten aus älteren Sammlungen sind schon auf den ersten Blick für uns schwer erträglich, andere, modernere, werden es erst bei mehrfachem Gebrauch. Kinder jedenfalls sind erstaunlich sensibel; sie wittern die guten Absichten offenbar schon von ferne und reagieren entsprechend.

Aber was ist denn nun eigentlich das Schlechte an den guten Absichten, so fragen wir Sten Nadolny. Sind sie nicht einfach gut? »Das sind sie,« sagt er, »kein Zweifel. Nur erreicht ein Roman sie allemal nur dann, wenn er gelingt, und dazu trägt das Gutgemeinte nicht bei... Gegen sie selbst ist nichts zu sagen, man kann und soll gute Absichten haben, sie sind ja geradezu Säulen unseres Gemeinwesens. Nur hat eben leider der Erzähler mit ihnen... seine Schwierigkeiten.«⁸ Und er fügt hinzu: Das scheine ihm eigentlich noch verharmlosend gesagt, denn »die guten Absichten halten mehr bereit als nur kleine Belästigungen. Sie sind die Spitze des Eisbergs, auf dem wir alle wohnen.«⁹

Ich versuche, diesem Gedanken auf der Spur zu bleiben; das ist bei dem Einfallsreichtum und der Spontaneität eines Sten Nadolny nicht einfach. Aber vielleicht hilft er mir, mein Unbehagen gegen die in ihren politischen und theologischen Absichten so sympathischen, doch mit einer schwer erträglichen Offensichtlichkeit auf diese Absichten hin konstruierten Geschichten deutlicher zu artikulieren. Ich habe zuweilen versucht, den Unterschied, um den es hier geht, als den von authentischem und fiktionalem Erzählen zu erfassen, doch auch im Bereich fiktionalen Erzählens gibt es ganz und gar Authentisches, glücklicherweise; alles, was wir »große Literatur« nennen, gehört ja wohl dazu; und auf der Seite der sogenannten »wahren« Geschichten gibt es solche von unerträglicher Penetranz.

Sten Nadolny kreidet diesen Erzählungen vor allem eines an: daß sie von dem erwünschten Ergebnis her konstruiert sind. Er beruft sich dabei auf

7 Nadolny, *Das Erzählen*, 43.

8 Nadolny, 45f.

9 Nadolny, ebd.

Christoph Hein und vergleicht dieses Verfahren etwa mit gefälschten Wahlergebnissen. »Solche Geschichten werden dann didaktisch, fade, vor allem vorhersehbar. Die Figuren, die Menschen, die da vorkommen, sind eher Exempel, sie leben nicht.«¹⁰ Es schmerzt mich, daß er ein Wort, das ich sehr hoch schätze, zur negativen Charakterisierung benutzt; »didaktisch« wird gleichgesetzt mit »fade«. Wer weiß, möchte ich erwidern, was für einen Unterricht er erlebt hat! Aber ich verstehe schon gut, was er meint: »vor allem vorhersehbar« – eben deshalb werden ja biblische Wundergeschichten für die Kinder immer so uninteressant, weil ihr Ausgang für sie von vornherein feststeht.

Daß es Geschichten sind, in denen keine lebenden Menschen vorkommen, sondern nur Charaktermasken, Exempel, das ist ihre eigentliche Schwäche. Ich erinnere mich, wie wir uns in der Friedensarbeit immer wieder ermahnt haben, die Gegner als lebendige Menschen wahrzunehmen, nicht nur als Charaktermasken. Für uns war das damals der Punkt, an dem wir unsere eigene Glaubwürdigkeit gefährdet sahen; offenbar ist das beim Erzählen nicht anders.

Worum es eigentlich in der Frage der Glaubwürdigkeit geht, zeigt Sten Nadolny an den großen Stories der Menschheitsgeschichte: »Sie nehmen ihre große Glaubhaftigkeit für viele Menschen deshalb an, wirken deshalb so nachhaltig, weil sie nicht einfach als Imperativ daherkommen, sondern uns die Welt zu »erzählen« scheinen.«¹¹ Auf einmal entdecken wir, daß wir es in den Fragen glaubwürdigen Erzählens auch mit der Spannung von Gesetz und Evangelium zu tun haben. Sten Nadolny hat mit Theologie ebenso wenig im Sinne wie mit Didaktik, aber seine Poetik ist voll von beidem. Die konstruierte, dadurch nicht glaubwürdige Erzählung ist deshalb so schwer erträglich, weil sie immer auch zugleich gesetzlich ist; das habe ich noch nirgendwo so deutlich gelesen.

Gilt das so, dann muß es auch in der Umkehrung stimmen: Eine Geschichte, die wirklich Hoffnung stiften will, darf nicht konstruiert sein, nicht didaktisch, fade, vorhersehbar; es muß eine authentische Geschichte sein, aber was heißt das? »... wenn etwas Mut macht, einen Mut, der anhält und der kämpfen kann, dann sind es gelungene Geschichten und nicht gutgemeinte, will sagen: Geschichten mit selbständiger Wahrnehmung, nicht solche, die alles schon von woanders her »wissen«. Wer Menschen den Rücken stärken will, sie ermutigen will, sie selbst zu sein und ihr Glück zu suchen, der erzähle keine Programmgeschichten zum guten Zweck, sondern –...« nun wird es spannend! Ich bekenne, daß ich genau das in meinem Unterricht auch will: Kindern den Rücken stärken und sie ermutigen, sie selbst zu sein. Worauf also soll ich achten beim Erzählen? »... der spinne ein Garn, das den Beobachtungen, Gedanken

10 Nadolny, 59.

11 Nadolny, 78.

und Phantasien, so wie sie in seinem Kopf wohnen, wahrhaftig und rücksichtslos folgt.«¹²

Die Wahrhaftigkeit einer Erzählung, die sie glaubwürdig macht, ist also etwas anderes als Tatsachentreue. Ich soll den »Beobachtungen, Gedanken und Phantasien« wahrhaftig und rücksichtslos folgen, so wie sie in meinem Kopf wohnen. Das Problem der Wahrhaftigkeit liegt also hier nicht im Sinne der klassischen Definition zwischen *res* und *intellectus*, zwischen der Sache und meiner Wahrnehmung, sondern auch die Phantasie hat ihre eigene Wahrheit und ihre eigene Konsequenz. Meine Phantasie gehört zu mir, sie macht einen wesentlichen Teil meines Lebens aus, auch meiner Arbeit; auch wenn ich ihr folge, bin ich dem Leben auf der Spur; und darum offenbar geht es bei der gelungenen, Mut machenden, Hoffnung stiftenden Erzählung.

Mit ganz ähnlichen Argumenten hat sich etwa auch Harry Mulisch zur Wehr gesetzt, als er nach der Botschaft seines Romans »Die Entdeckung des Himmels« gefragt wurde: »Ich habe nicht angefangen zu schreiben mit einer abstrakten Idee im Kopf. ... die Botschaft, die man aus dem Buch herausliest, war nicht etwa schon bei mir da... man schreibt Personen und konkrete Szenen. Die Personen haben Meinungen,« aber der Leser muß beachten, »daß ihre Meinung nicht meine Meinung ist«¹³. Mir fällt ein, daß die gleiche Problemanzeige schon in Jochen Kleppers Tagebuch steht, wenn er dort am 22. August 1933 notiert: »Man darf der Situation, in der man lebt, nicht selbst den Sinn geben wollen. Am allerwenigsten in religiöser Hinsicht. Am allerwenigsten ein Schriftsteller, der ja mit dem Bau von Lebensgeschichten vertraut ist. Gott ist kein Schriftsteller.«¹⁴

Die Geschichte von David und Goliath, die ich Kindern gern als eine Hoffnungsgeschichte erzählen möchte, ist also nicht schon deshalb unglaublich, weil mir der Hinweis IISam 21,19 sagt, daß der Kampf zwischen David und Goliath historisch so nicht stattgefunden hat. Beim Erzählen erst entscheidet es sich, ob es eine glaubhafte oder eine fadenscheinig aus theologischen Postulaten konstruierte Geschichte ist. Ihre Glaubwürdigkeit ist noch nicht dadurch gesichert, daß sie in der Bibel steht; auch die stärksten biblischen Erzählungen könnten uns beim Erzählen zu unglaubwürdigen »Programmgeschichten« geraten. Ja, streng genommen macht die exegetische Methode, die wir gelernt haben, mit ihrer Konzentration auf die theologische Aussage eines Textes jede biblische Erzählung zu einer solchen Programmgeschichte, die dem Verdacht unterliegt, eben aus guten (nämlich theologischen) Absichten konstruiert zu sein.

Jetzt, meine ich, sind wir der Wahrheitsfrage so auf der Spur, wie sie sich beim Erzählen stellt. Benutzen wir die Erzählung nur als Verpackung für theologisch richtige Aussagen, so ist die Erzählung nicht nur

12 Nadolny, ebd.

13 So im Gespräch mit Ulrich Faure in der FR.

14 J. Klepper, Unter dem Schatten Deiner Flügel. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932-1942, Stuttgart 1955, 101.

überflüssig,¹⁵ sondern schädlich, weil nach den Kriterien der erzählerischen Wahrhaftigkeit unglaubwürdig. Denn beim Erzählen ist ein Wahrheitsanspruch ganz anderer Art im Spiele als wenn ich theologische Aussagen mache. Die Aussage behauptet: So ist es richtig, so ist es immer. An diesem Maßstab gemessen, machen alle biblischen Wundergeschichten, macht aber auch eine Erzählung wie die von David und Goliath eine unglaubwürdige Aussage. Doch nur die konstruierten Erzählungen behaupten dies: So ist es richtig, so ist es immer; die glaubhaften Erzählungen sagen etwas völlig anderes: So haben es Menschen erfahren, so etwas kannst du auch erfahren! Die Erzählung kann auch noch dringlicher sprechen: So etwas wirst du auch erfahren, du kannst dich darauf verlassen! Doch den nur richtigen Aussagen entzieht sich die Hoffnung, jedenfalls die lebendige Hoffnung.

Offenbar ist das Erzählen *die* Sprachform der Hoffnung. Denn immer verbindet sich beim Erzählen die Verarbeitung vergangener mit der Erwartung und Vorwegnahme künftiger Erfahrungen, und dabei verschwimmen die Konturen der äußeren Bilder mit denen der inneren, die tatsächliche Wirklichkeit mit der der Träume und Phantasien. Weshalb sonst sollte ich den Kindern die Geschichte von David und Goliath erzählen?

Eine Geschichte gegen die Angst vor den Großen

Es ist eine echte Mutmachgeschichte, eine Geschichte gegen die Angst der Kleinen vor den Großen. Es ist eine Geschichte, die aus Erfahrungen erzählt wird, die wir in der Geschichte Israels deutlich erkennen können, in ihrer Selbstbehauptung gegen die militärisch weit überlegenen Philister. Aber die Erzählung macht daraus die Begegnung von zwei einzelnen, freilich Repräsentanten eines Konflikts zwischen Gemeinschaften, den sie aber als einzelne bestehen müssen. Ähnlich erleben die Kinder die Bedrohlichkeit der »Großen«, vor denen sie sich fürchten, als einen strukturellen Konflikt, dem sie aber, wenn er akut wird, als einzelne ausgeliefert sind.

Es ist freilich keine ungefährliche Geschichte. Sie kann uns beim Erzählen an mehreren Stellen einfach umkippen. Die Geschichte vom Triumph des Kleinen über den Großen endet in einem Blutrausch. Für die damaligen Hörer sind die erschlagenen Philister das Siegel auf die Befreiung. Für uns heute können Erschlagene nicht mehr als Symbol der Befreiung

15 Einen solchen Umgang mit den biblischen Geschichten setzen die »Mainzer Thesen zum RU in der Grundschule« (Gert Otto / Hans Rauschenberger) offenbar voraus, wenn sie am Ende verlangen, »stets die Rückfrage zu stellen: Ist der Umweg über den biblischen Text nötig zur Erhellung der Situation des Kindes...?« in: W.G. Esser (Hg.), Zum Religionsunterricht morgen 3, München 1972, 223.

dienen. Das ist nicht einmal eine Sache christlicher Überzeugung, sondern einfacher Menschlichkeit. Sie verbietet uns, so zu erzählen. Der andere gefährliche Punkt ist viel schwerer zu fassen. Es kann ganz leicht geschehen, daß mir die Geschichte unter der Hand zu einer entmutigenden Erzählung wird. Ich muß nur den David ein wenig zu glaubensstark zeichnen. Ich muß noch nicht einmal so dick auftragen wie Anne de Vries in seinem Großen Erzählbuch: »Gottes Kraft war sein Panzer, der Glaube war sein Helm... David kannte keine Angst, er fühlte: Gott war ihm ganz nahe. Ruhig und ernst antwortete er...«¹⁶. Wenn mir seine Zuversicht nur ein bißchen zu selbstverständlich gerät, gibt es auf einmal keine Möglichkeit mehr zur Identifikation. Auf einmal steht mir auch David als ein Riese gegenüber, ein Riese des Glaubens und des Mutes, und die Geschichte läßt mich meine Kleinheit und Armseligkeit doppelt erfahren. Und wieder hängt damit zusammen, was wir bei Sten Nadolny als das Geheimnis der gelungenen Erzählung wahrgenommen haben: Nur wenn ich wahrhaftig erzähle, in Konturen, die den Strukturen meiner Erfahrung kompatibel sind, sie wohl auch überbieten, aber doch mit den Füßen auf dem gleichen Boden stehen bleiben – nur dann kann die Erzählung wirklich zu einer Geschichte der Hoffnung werden, zu einer Mutmachgeschichte.

Die Geschichte beginnt mit einer Konfrontation der Kleinen mit den Großen: Die haben sich drohend versammelt, in furchterregender Bewaffnung, vor der Haustür Israels. »Sie versammelten ihr Heer« – wieviel Angst und Schrecken löst diese Drohgebärde bei denen aus, die friedlich da wohnen. Sie müssen sich rüsten für einen Kampf, den sie gar nicht wollen, in dem sie von Anfang an die Schwächeren sind. Ich muß mir die Szene so vergegenwärtigen, mit meinem Erschrecken vor der Gewalt, mit meiner Angst, als der viel Schwächere in eine brutale Auseinandersetzung hineingezogen zu werden, sonst komme ich falsch in die Geschichte hinein. Eine farbige Schilderung antiker Schlachtreihen rückt die Geschichte in eine Distanz, aus der sie nicht wieder zurückzuholen ist; ich kann jetzt den Fortgang behaglich als Zuschauer wie vor dem Bildschirm verfolgen. Ich merke, daß es Impulse aus dem Bibliodrama sind, die mir helfen, den Anfang der Geschichte anders zu sehen.

Sie müssen versuchen, die schwer Bewaffneten daran zu hindern, ins Land einzudringen; sie dürfen nicht alles einfach ihrer rohen Gewalt ausliefern. Aber was sie ihnen entgegenstellen, ist nicht viel mehr als eine Menschenkette. Die anderen weiden sich an ihrer Schwäche: Jeden Tag kommt einer von ihnen, ein riesiger Kerl, auf sie zu und läßt lässig seine Waffen spielen, und wo er der Menschenkette nahekomm, weicht sie zurück; so schrecklich ist sein Anblick, den die Erzählung genau beschreibt. Er spielt das Spiel, das die Großen so gern mit den Kleinen spielen; die Demütigung in der Erfahrung der eigenen Angst und Schwäche verstärkt er wortreich durch triefenden Hohn.

Die Gegenhandlung beginnt ganz unten. David wird als der Kleinste von acht Brüdern vorgestellt. Er wird vom Vater geschickt, um den älteren Brüdern Verpflegung zu bringen, erlebt und begreift dort die Demütigung und den Hohn, fragt nach und muß sich von seinem großen Bruder zurechtweisen lassen. Das alles ist so meisterhaft gezeichnet, so treffend und zugleich so hintergründig, daß es auch Kinder Schritt für Schritt zur Identifikation mit dieser Rolle einlädt.

16 A. de Vries, Großes Erzählbuch der biblischen Geschichten, Bd. 1, Konstanz 1969, 216.

Dann kommt er durch sein beharrliches Fragen vor den König, der unter den Kleinen als der Größte gilt; der will ihn erst abhalten, doch David erzählt, wie er schon als Hirte zu kämpfen gelernt hat. Da bietet der König ihm jedenfalls seine Rüstung an, womöglich ist er der einzige, der überhaupt über einen solchen Schutz verfügt; und der Kleine legt sie an und versucht darin zu gehen, aber es will nicht gelingen. Mit welcher unerhörten Meisterschaft ist diese Szene geschildert, erheiternd noch in einem so bitter ernsten Kontext! Der Kleine läßt all die gutgemeinte ängstliche Fürsorge hinter sich, er weiß zu kämpfen, sucht sich glatte Steine für seine Schleuder und geht dem Gewaltigen entgegen, der sich mit schwerer Rüstung vom Kopf bis zu den Füßen unverwundbar wähnt; er selbst ganz ungeschützt, nur mit dem Namen Gottes im Kopf, der heißt: Ich bin da, ich will mit dir sein; treffsicher trifft er den riesigen Feind an seiner einzig verwundbaren Stelle, und der stürzt in seiner ganzen Länge zu Boden. Seine Kumpanen, völlig verstört, suchen das Weite; die anderen jubeln und setzen ihnen nach: Jetzt sind sie frei!

Was habe ich hier aufgeschrieben? Nicht die Erzählung selbst, nur ein Grundgerüst, von dem ich bei meiner Erzählung ausgehen kann, aber auch bei der Arbeit am Bibliodrama oder bei der Impulssuche für das Unterrichtsgespräch. Es ist viel mehr als nur ein Einstieg oder ein Aufriß. Ich habe mir Rechenschaft gegeben, wo und wie ich mit den Kindern in die Geschichte hineinkomme, welche Erfahrungen sie beschwört und welches die (emotionale) Klangfarbe ist, in der ich sie instrumentieren muß, wenn etwas von ihrem lebendigen Atem hinüberkommen soll. Ich habe mir verboten, sie in die unendliche Ferne antiker Schlachtenschilderungen abzuschieben, und auch, mit David einen Glaubenshelden zu präsentieren, der uns jede Möglichkeit der Identifikation verweigert. Ich habe versucht, sie so wahrzunehmen, daß sie gerade auch an diesen beiden kritischen Punkten mit meinen eigenen Erfahrungen (und mit denen der Kinder, soweit ich sie mit meiner Phantasie erfassen kann: hier scheint mir der Kern der geforderten »Phantasiearbeit« zu liegen) kompatibel bleibt. In diesem Vorgang des Konzipierens sehe ich alles beschlossen, was Sten Nadolny als die Wahrhaftigkeit der Phantasie und Harry Mulisch als das Eigenleben der Figuren reklamieren.

Kompatibel heißt aber mehr, als daß alles Erzählte schon in meinen Erfahrungen enthalten sein müßte. Wenn narrativieren heißt, Zusammenhänge herzustellen, dann liegt die Kreativität beim Erzählen offenbar gerade darin, daß ich mich nicht nur im Bereich des schon allemal so Geschehenen bewege, sondern die Erfahrungen mit der von ihnen entbundenen Sehnsucht, die erlittenen Verletzungen mit dem Traum der Heilung, die Ausweglosigkeit mit der Ahnung einer Lösung zu einem neuen Erfahrungsmuster verbinde: das erst macht das Erzählen zu einem Entwurf der Hoffnung.

All das, was bei Steinwede zu lernen ist über das Entfalten Schritt für Schritt¹⁷, behält dann, beim Erzählen, seine Gültigkeit, aber erst auf der Basis dieser elementaren Verstehensarbeit. Ich sehe darin den Kern narrativer Exegese, erzählend überhaupt erst den Zugang zu öffnen.

17 D. Steinwede, Zu erzählen deine Herrlichkeit, Göttingen 1965, 149ff.

Wundergeschichten als Hoffnungsgeschichten

An diesem Punkt, in der Frage nach dem narrativen Zugang, entscheidet es sich auch, ob etwa die neutestamentlichen Wundergeschichten fade und »didaktisch«, eben »Programmgeschichten« unserer guten Absichten bleiben oder ob sie die Chance haben, für Kinder zu Hoffnungsgeschichten zu werden. Da darf uns der blinde Bettler Bartimäus (Mk 10,46ff) nicht zu einer Gestalt orientalischer Folklore degenerieren, als ob nicht unsere Kinder täglich mit dem ganzen Elend des Bettelns und der nervösen Ratlosigkeit der Vorübergehenden konfrontiert würden! Und ich muß auch nicht Blindekuh spielen lassen, damit die Kinder begreifen, was ein Blinder fühlt, sondern ich muß sie mit hineinnehmen in seinen Mantel, wie sie sich so oft zurückziehen möchten ins Dunkel, wo sie nicht mehr den Blicken der anderen standhalten müssen.

Auch Jesus können wir nicht wie eine Figur aus dem theologischen Begriffslexikon präsentieren: »Jesus war der Messias, das wußte Bartimäus wohl; der Sohn Davids war er, der sein Reich wieder aufrichten würde«¹⁸. Erklärungen helfen hier gar nichts; solche Leitbegriffe der Hoffnung können nur von der ihnen innewohnenden Sehnsucht her begriffen werden, das heißt: sie müssen emotional erschlossen werden, und das kann nur mit Geschichten geschehen.

Gewiß ist »Davidssohn« ein messianischer Titel, aber damit ist er noch nicht erklärt; erst von der Davidsgeschichte her gewinnt er Farbe. Was geht da in der Finsternis des Bartimäus vor, wenn er nach einem neuen David schreit? Schreit er nach dem, der den übermächtig drohenden Riesen mit einer Handbewegung zu Boden streckt? der sein Schaf noch aus dem Rachen des Löwen zu retten wußte? Auf einmal wird mir deutlich, daß die Geschichte von Davids Kampf mit Goliath im Grunde schon eine messianische Geschichte ist, ja eigentlich *die* exemplarische messianische Geschichte, die gerade Kindern die messianische Hoffnung auch emotional erschließen kann.

Das Bild der Großen, die drohend auf mich zukommen, verbindet beide Geschichten. Den Schrei nach dem Davidssohn durch den Messiasitel zu erklären, beendet das Gespräch, noch ehe es begonnen hat; beziehen wir ihn dagegen zurück auf die Goliath Erzählung, eröffnen wir den Kindern damit ein weites Feld eigener Wahrnehmungen: Der neue Davidssohn vermag mit den drohenden Großen noch ganz anders fertigzuwerden als der David der Goliathgeschichte: Ein Wort von ihm verwandelt sie, aus Feinden werden sie auf einmal zu Freunden – und das ist es eigentlich, wonach die Kleinen sich sehnen.

Wir können die Probe auch mit anderen Wundergeschichten der Evangelien machen: Sie alle öffnen sich in überraschender Weise für Erfahrungen und Sehnsüchte der Kinder. Ich selbst muß allerdings sagen: Erst die Arbeit mit Kindern an den Psalmen hat mich überhaupt dafür sensibilisiert.¹⁹ Aber so wie die Kinder dort ihre eigene sprachlose Angst und ihre Sehnsucht nach Frieden und Geborgenheit in den Psalmen formuliert fanden, erkenne ich sie nun auch in den Wundergeschichten wieder. Es war wirklich eine arrogante Rede unter Religionspädagogen, zu

18 A. de Vries, 166.

19 I. Baldermann, Wer hört mein Weinen? Kinder entdecken sich selbst in den Psalmen (WdL 4), Neukirchen-Vluyn³1992.

sagen, die Bibel sei schließlich kein Buch für Kinder; wenn ich an Mk. 10,14 denke, kann ich nur sagen: Jedenfalls auch die Geschichten der Evangelien gehören zuallererst den Kindern; und das als hermeneutisches Prinzip für das Erzählen zu nehmen, öffnet die Geschichten für ganz unerwartete neue Einblicke.

Ich versuche es schließlich auch mit dem Schluß der Bartimäus-Geschichte: Was, willst du, soll ich tun? Sagt Bartimäus jetzt: Herr, daß ich wieder sehen kann! – dann bin ich mit einem Ruck wieder auf die Geleise der vorhersehbaren Selbstverständlichkeiten eingebogen, und die Kinder mit ihren Erwartungen finden sich neben, nicht mehr in der Geschichte. Aber der griechische Text erzählt hier gar nicht so glatt das Erwartete. Was er will, heißt nur in einem sehr übertragenen Sinn »wieder sehen«; eigentlich sagt der Text: Er will »aufblicken«, wie die Frauen, als sie den vom Grab abgewälzten Stein entdecken, er will seine Augen aufheben können, den gesenkten Blick heben, Auge in Auge den anderen begegnen. Und jetzt sagt er nicht mehr Davidsohn, sondern »Rabbuni«; das Wort erscheint nur noch einmal Joh. 20,16 im Munde der Maria Magdalena, es ist ein Wort wie eine Umarmung. Und schließlich sagt er auch nicht einfach »daß«, sondern »damit ich aufblicken kann«. Das wird gern grammatisch eingegeben, aber es ergibt einen anderen Sinn: Er sagt nicht, was er sich jetzt wünscht, sondern er erklärt, warum er so unbeirrbar geschrien hat.

Und genau darauf antwortet Jesus: »Es war dein Glaube, der dich gerettet hat«, dein zähes Festhalten an der Hoffnung, du wärest sonst im Schlamm versunken. Auf einmal sind wieder Psalmenworte gegenwärtig, die dieses Festhalten in Sprache fassen; die ganze Geschichte hallt von ihnen wider: Meine Seele will sich nicht trösten lassen. Ich schreie, und du antwortest nicht. Warum hast du mich verlassen? Zunächst ist das Wort »Glaube« für die Kinder noch viel zu allgemein. Doch sie selbst können uns helfen, genauer zu sagen, was Jesus hier meint: Dein ... hat dich gerettet! Was immer in die Lücke paßt, kann als Konkretion dessen gelten, was »glauben« heißt; das Neue Testament kann in solchem Zusammenhang gar von Dreistigkeit (Lk 11,8) sprechen. Ein Lückentext ist noch immer ein guter Impuls für ein Unterrichtsgespräch; im Grunde sind all unsere Hoffnungsgeschichten nichts anderes als Lückentexte.

Was geschieht in dem Wort Jesu? Scharf übersetzt müßte es heißen: Es war dein Glaube, der dich gerettet hat! Dieser Helfer erzeugt keine neue Abhängigkeit, sondern er stellt den Geretteten auf die eigenen Füße, und der benutzt sie, um ihm – nun aus eigenem Entschluß – nachzufolgen.

Dr. Ingo Baldermann ist Professor für Evangelische Theologie und ihre Didaktik an der Universität-Gesamthochschule Siegen.

Abstract

We ask for narratives of hope because this generation is, much more than any former and for its own surviving, dependent upon a hope which does not only ask to wait. From Sten Nadolny we can learn that narrative has a natural affinity to hope, but it can be destroyed by the »good intentions« of the narrator. If the biblical narratives are told in an authentic way and not as programmatic stories, they establish a surprising nearness to the experience and to the longings of children.